Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 193. Mittwoch den 11. Juli 1888. 82. Jahrgang.

Der Graf von Warteck.

Novelle von A. Osterloh.

Nachdruck verboten.

„Adieu, Adieu!“ und nun noch ein Händedruck, ein Abschiedsgruß, dann pfiff es und der Zug brauste davon. Das junge Mädchen, das am Eckfenster im Coupé zweiter Classe saß, beugte sich noch einmal zum Fenster hinaus und nickte und winkte ihren Angehörigen zu, die auf dem Perron standen und nicht fortgingen, ehe der letzte Wagen ihren Blicken entschwunden war. Sie waren Alle dagewesen, der Vater auch, und das wollte viel sagen, denn um die Zeit hatte er immer seine Schachpartie und das war ihm ein sehr wichtiges Geschäft, so wichtig wie früher, als er noch activ war, der Dienst, den er auch nie verfehlt hatte; dann Natalie, mit dem aristokratischen, weißen Gesicht, dem die tiefen Furchen um Mund und Augen einen leidenden und hochmüthigen Ausdruck gaben; Finchen, das unscheinbare Finchen mit dem röthlichen Haar und den blauen Augen, die voll bitterer Thränen standen und die Brüder alle, der Bruder Lieutenant, der Bruder Fähnrich und die beiden Kleinen, nur Gretchen war nicht mitgekommen, die hatte zu viel im Hause zu thun; sie hatte am Küchenfenster gestanden und mit geröthelten Wangen, den Kochlöffel in der Hand, der Schwester ein Lebewohl zugerufen. Sehr nah war der Abschied eigentlich Keinem gegangen, Schwester Nina ging ja nicht so weit weg und wenn es ihr nicht gefiel, konnte sie wiederkommen, wann sie wollte, und im Grunde genommen, war es ja ein Glück; sie waren schon genug Mädchen zu Hause und beim Baron von Zehmen ging es trotz seines stolzen Namens sehr ärmlich und kümmerlich zu, daß man sich freuen mußte, wenn ein Esser weniger war. Freilich, daß sich eins selbstständig in der Welt fortgeholfen und sein Brod verdient hätte, davon wollte der alte Herr nichts wissen; aber Nina ging nur zu Besuch. Ihre Pathin, die Gräfin Warteck, hatte geschrieben, ob sie nicht für einige Wochen, oder, wenn möglich, den ganzen Winter oder noch länger, wenn es ihr gefiele, zu ihr kommen wolle und ihr Gesellschaft leisten, es sei freilich sehr einsam auf Schloß Warteck, aber sie könne es ja versuchen und jederzeit zurückkehren. Nina hatte mit Dank angenommen; sie hatte sich schon immer fortgesehnt von zu Hause aus den beschränkten engen Verhältnissen, wo man Tag für Tag im Kampfe mit der Noth war und nach außen repräsentiren mußte, so gut es eben ging, wo man in geselliger Beziehung immer annahm, ohne je erwidern zu können, und wo sie sich so unnütz, so überflüssig vorkam. Ihr Vater, der Oberst a. D. von Zehmen, war selten zu Hause, er hatte Spielkränzchen, Schachclub und militärische Casinos und wenn er einmal bei den Seinen war, klagte er über die schlechten Zeiten und das theure Leben und meinte, man müsse sparen, mehr sparen, ohne je durch Aufgeben irgend einer seiner Angewohnheiten das Beispiel zu geben. Natalie, die Aelteste, war früher Hofdame bei der verwittweten Königin gewesen, seitdem diese aber gestorben, war sie wieder nach Hause zurückgekehrt, angefüllt von Erinnerungen an die Majestäten, Reminiscenzen an Hofbälle und intime Cercles, grämlich, mißgelaunt ihrer entschwundenen Jugend nachträumend und alle heimliche Erbitterung hinter einen unnahbaren Adelsstolz flüchtend. Manchmal wurde sie noch zu Hofbällen in der Residenz zugezogen und dann saßen die Schwestern Tag und Nacht und nähten an ihrer Toilette, und die ganze Familie darbte und faßte, um die Kosten der, wenn auch kurzen Reise herauszubekommen und die Ausgabe für die Toilette zu bestreiten, die meist sehr bescheiden, unter Nataliens geschickten Fingern sich in ein wahres Wunderwerk verwandelte, das an ihrer zierlichen Figur besser saß, als die schwersten kostbarsten Stoffe. Wenn sie dann zurückkehrte, schwärmte und erzählte sie von all' den Herrlichkeiten und von der Herablassung der Majestäten und der Leutseligkeit der Hoheiten und wurde noch stolzer und kälter, wie vorher.

Schwester Gretchen führte die Wirthschaft, den ganzen Tag war sie in der Küche oder in der Wäschekammer beschäftigt, sie kochte, nähte, plättete und ordnete Alles aufs Beste an und Abends schrieb sie dann und führte die Haushaltungsbücher und sann hin und her, wie man noch sparsamer sein könnte und sich noch einfacher einrichten könnte, als es ohnehin schon der Fall war: ein wahres Hausmütterchen, fleißig und arbeitsam von früh bis Abends. Freilich sie war eine rechte Tyrannin. Als die Mutter starb, hatte sie als ganz junges Mädchen die Leitung des Hauswesens an sich genommen. Die Anderen hatten es ihr damals nur zu gern überlassen; jetzt mußte sie ihr dafür folgen, denn Mutter Gretchen duldete nicht Widerspruch, noch Einmischung.

Die jüngste Schwester Adelheid sollte ihr dabei tüchtig zur Hand gehen; aber die paßte nun dazu ganz und gar nicht, sie hatte den ganzen Kopf so voll von Idealen, daß sie die rauhe Wirklichkeit nur allzu sehr übersah; eine ganze Welt von Träumen umgab sie, in der lebte sie und fühlte sie sich wohl und konnte nicht begreifen, warum die Anderen oft so sorgenvolle und bekümmerte Gesichter machten.

Die Söhne wurden alle Officier; der Vater war Officier gewesen und wenn sie in das Cadettenhaus kamen, war es auch die billigste Ausbildung.

Nina lehnte sich in die Ecke zurück und schloß die Augen. Sie schlief nicht, aber sie wollte ruhig denken; zu Hause inmitten der Geschwister war das nicht möglich und sie hatte die ruhigen beschaulichen Mußestunden schmerzlich vermißt. — Nein, sie ging nicht ungern fort; im Gegentheil, sie freute sich und vor der Einsamkeit scheute sie sich nicht. War sie denn nicht auch zu Hause einsam gewesen? Wer von den Ihrigen stand ihrem Herzen denn eigentlich nahe, ausgenommen allein das liebe Finchen, das mit schwärmerischer Liebe an ihrer älteren Schwester hing? Und außer den Ihrigen, wen sah sie noch? Sie hatten ja keinen intimeren Umgang; die einzigen Gäste, die je in ihr Haus kamen, waren Kameraden ihres Vaters, alte ausgediente Militairs, die Karten spielten und Kriegsanekdoten erzählten; auch manchmal jüngere Waffengefährte, die vom Dienst sprachen und von Manöver und Wachtparaden. Und gerade denen war sie froh zu entgehen; besonders dem Einen. Er war Major, ein tapferer tüchtiger Soldat, wie es hieß, aber roh und derb; der hatte Wohlgefallen an Nina gefunden und der Vater begünstigte seine Neigung und lud ihn öfters Abends zum Thee ein. Zuletzt war der Major fast täglich gekommen, aber Nina hatte ihm ihre Abneigung nicht verhüllt, und da er es erst gar nicht merken wollte, so gab sie ihm ihren Widerwillen so deutlich zu erkennen, daß er trotz der vermittelnden Versuche ihres Vaters nicht länger im Unklaren sein konnte. Ein Zusammentreffen war ihr stets sehr unangenehm und so war sie auch froh, dem durch ihre Abreise zu entgehen. Freilich, welchem Leben sie entgegenging, wußte sie auch nicht. Sie kannte die Gräfin, ihre Pathin, sehr wenig, man hatte ihr aber gesagt, daß es eine liebenswürdige, gebildete alte Dame sei; was den Sohn betraf — nun den würde sie wahrscheinlich überhaupt nicht zu sehen bekommen, so schrieb ihr damals die Gräfin.

„Denke daran, daß Du eine Soldatentochter bist“, hatte mit pathetischem Tone Bruder Kurt gesagt, „und suche muthig den ersten Schreck zu überwinden, wenn Du „dem Furchtbaren“ etwa plötzlich einmal unverhofft in nächtlicher Stunde begegnen sollteſt, ich sage „in nächtlicher Stunde“, denn wie ich höre, soll er den Tag zur Nacht machen und die Nacht zum Tage.“

„Hört, ich glaube, die Nina verliebt sich in den „schönen Grafen“, sie hat immer das Aparte gern gehabt!“ sagte dann scherzend der Bruder Fähnrich und alle hatten über den guten Witz gelacht.

Finchen aber flüsterte der Schwester beim Abschied ins Ohr: „Wenn Du ihn gesehen hast, schreibst Du mir, nicht wahr? Ach Gott, er muß so interessant sein! Weißt Du, daß er auch dichten soll?“ und dabei drückte sie der Scheidenden verstohlen eine belegte Semmel in die Hand, damit sie auf der Reise nicht hungere; das gute Kind! es hatte sich sein Vesper vorausgeben lassen und mußte nun bis zum Abendbrod fasten und doch hatte es immer einen so guten, gesunden Appetit, das rothhaarige Finchen!

Nina packte die Semmel in ihre Reisetasche, ein altmodisches, gesticktes Täschchen mit einem großen Wappen darauf; Natalie hatte es gestickt und die Tasche hatte früher ihr gehört, als sie noch Hofdame war und nur manchmal zu Besuch ins Elternhaus zurückkehrte.

Die junge Reisende hatte keinen Hunger; sie sah zum Fenster hinaus; all' die Gegenden, die flüchtig an ihr vorüberhuschten, interessirten sie noch lebhaft, denn es war die erste Reise, die sie machte, ausgenommen einige kürzere Partien, die sie noch zu Lebzeiten ihrer Mutter in die Umgegend unternommen hatte, und einen Ausflug zu Großmutter, das war aber auch nur eine Stunde entfernt und Nina war damals noch ein Kind gewesen. Auch diese heutige Reise war nicht sehr lang und die Endstation war bald erreicht. Es dunkelte schon, obgleich es noch ziemlich früh am Tage war, und eben fing es an zu regnen. Alles sah grau aus, grau der Himmel, grau die Luft, grau das große Bahnhofsgebäude und grau die Menschen, die, mit Regenmänteln und Schirmen versehen, eilends hin und her liefen.

Schloß Warteck war noch eine Stunde entfernt von der Station. Man hatte ihr den Wagen geschickt und der Kutscher besorgte ihre Sachen. Als sie allein in das weiche Polster zurückgelehnt dasaß, fröstelte es sie und ein Gefühl der Sehnsucht, der Vereinsamung überfiel sie. Sollte es gar Heimweh sein, was sie packte? sie, die so gern von zu Hause fortgegangen war.

Jetzt waren sie in die Allee eingefahren, die zum Schlosse führte, eine lange Allee von steifen, geraden Pappeln, die unbeweglich wie graue Pfähle zum Himmel emporragten. Vor ihr lag das Schloß, ein großes Gebäude ohne architektonische Schönheit; es war nicht erleuchtet und kam ihr mit seinen vergitterten Parterrefenstern wie ein großes graues Gefängniß vor.

Der Wagen hielt. Ein Diener, der auf die Ankunft desselben gewartet zu haben schien, stand vor dem Portale und öffnete den Schlag, Nina trat in eine weite, matt erleuchtete, etwas frostige Vorhalle und stieg dann die mit warmen Teppichen belegte Treppe hinauf. Oben war es hell und warm, und wie mit einem Zauberschlage war alles Oede, Ungemüthliche verschwunden. Auf den ersten Stufen der Treppe erwartete sie die Gräfin, eine mittelgroße Dame mit feingeschnittenem, liebenswürdigem Gesicht, das zu den schneeweißen Haaren, die unter der Spitzenhaube hervorquollen, beinahe jugendlich aussah. Um die bleichen Lippen lag ein leidender Zug, und Kummer, mehr wie Alter, mochte wohl auch die tiefen Linien unter die Augen eingegraben haben. Mit herzlicher Freundlichkeit bewillkommnete sie ihre Pathin und führte sie selbst in das ihr bestimmte Zimmer, ein Eckzimmer, das trotz der hohen, altmodischen Möbel mit den verblichenen Ueberzügen einen sehr gemüthlichen Eindruck machte. Eine hohe Oellampe brannte auf dem Tisch, und auf dem Fensterbrett und der schwerfälligen, verschnörkelten Commode standen Blumentöpfe und in Gläsern bunte Astern und einige wenige Monatsrosen, die die Herbstmude noch nicht entblättert hatten.

„Sei nicht böse, liebes Kind,“ sagte freundlich die Gräfin, „daß Dich Niemand auf dem Bahnhofe abgeholt hat; ich bin eine alte Frau und muß mich vor dem feuchten, nebeligen Herbstwetter hüten, — und mein armer Sohn, — nun, Du weißt ja schon,“ und dabei seufzte sie und Nina nickte traurig mit dem Kopfe.

„Wenn Du bereit bist, so komme ins Eßzimmer, wir trinken zusammen Thee, denn Du wirst gewiß ganz durchfroren sein. Deine Sachen kannst Du später ordnen. Dann erzählst Du mir von Deinem Vater und den Geschwistern, und wir berathen, wie wir unser Leben zusammen einrichten wollen. Fürchtest Du Dich nicht vor der Einsamkeit?“

Nina schüttelte lächelnd den Kopf und folgte ihrer freundlichen Wirthin.

Diese führte sie in ein kleines, behaglich durchwärmtes Zimmer, in dessen einer Ecke ein mächtiger, grüner Kachelofen stand, während ein hohes, geschnitztes Buffet, viel zu groß für den kleinen Raum, in der anderen Ecke seinen Platz hatte. In der Mitte der Stube beleuchtete eine Hängelampe, deren Licht durch einen grünen Schirm gedämpft wurde, einen gedeckten Tisch. Die weitbauchige silberne Theekanne, der hölzerne Zuckerkasten mit eingelegtem Deckel, die großen Tassen mit den zierlichen Füßen und den gemalten Rosenbouquets sahen so alt und so gemüthlich aus; es war Nina, als erzählten sie von vergangenen Zeiten, von den vielen Menschen und Generationen, die sie überlebt hatten, von den Tagen an, wo sie noch Prunkstücke zu festlichen Gelegenheiten waren, bis jetzt, wo sie im stillen Städchen einer alten Frau und einem jungen Mädchen dienten.

„Dies habe ich mir zum Speisezimmer eingerichtet“, erklärte die Gräfin, „in dem großen, weiten Saale kam ich mir wie verloren vor; früher freilich, als der Graf noch lebte und immer lustige Gesellschaft im Schloß war, da wurde es nie leer und still dort, aber jetzt! Wenn einmal Besuch zu mir kommt, der Herr Pfarrer oder die Frau Pfarrerin oder eine Familie aus der Nachbarschaft, was äußerst selten vorkommt, so haben wir auch hier Platz; nur wenn Victor auf Urlaub da ist, müssen wir die anderen Gemächer herrichten, denn der liebt Geselligkeit und bringt Leben ins Haus; — aber er ist sehr selten hier und bleibt lieber in der Stadt.“

Und nun sprach sie von dem, was Nina zu thun haben würde, wie sie ihr in der Häuslichkeit behilflich sein sollte und hauptsächlich im Dorfe und bei den Gutsangelegenheiten.

„Kuno ordnet alles selbst an,“ sagte sie, „er versteht es vortrefflich, obgleich er eigentlich nie Landwirth gewesen ist; aber ich muß mit den Leuten reden und überwachen, daß alles ordentlich ausgeführt wird, nicht die eigentlichen wirthschaftlichen Angelegenheiten, denn das besorgt der Inspector, aber was sonst noch alles daran hängt; wenn man so viele Bauern und Häuslerleute unter sich hat, giebts immer alles Mögliche zu thun. Kuno hat jetzt eine Schule bauen lassen, die noch nicht fertig eingerichtet ist; dann läßt er sich es sehr angelegen sein, daß die Kranken gut verpflegt und die Alten und Siechen ordentlich versorgt werden. Das Alles war meine Aufgabe; aber jetzt ist meine Gesundheit nicht mehr so fest, daß sie Wind und Wetter trotzen könnte und da sollst Du mich vertreten. Auch meine Correspondenz kannst Du größtentheils besorgen, denn meine Augen sind sehr schwach geworden; ich kann fast nichts mehr thun als stricken. Du wirst auch viel Zeit für Dich übrig haben, denn die Nachmittage verbringe ich meist bei Kuno; das hat er gern, und ich mag natürlich an dieser alten Gewohnheit nichts ändern.“

Nina nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich erstatte ihm Bericht über alles, was vorgekommen ist, erzähle ihn die wenigen Neuigkeiten, die sich hier ereignen, oder er liest mir vor, interessante, neue Werke, oder seine eigenen; Du weißt doch, daß er Schriftsteller ist; er schreibt unter dem Pseudonym —“ und sie nannte einen Namen, den Nina gar wohl kannte.

„Ist's möglich?“ rief sie freudig, „oh! wie liebe ich seine Novellen, und wie schwärmt Finchen für seine Gedichte!“

„Er dichtet fast nicht mehr“, sagte die Gräfin, „und beschäftigt sich jetzt meist mit wissenschaftlichen Arbeiten; er hat kürzlich einige Abhandlungen über die Kunst der Griechen geschrieben, die er ganz besonders verehrt und studirt. Sein ganzes Zimmer ist mit Bildwerken und Ausgrabungen angefüllt. Früher war er ein eifriger Besucher aller Museen und ist auch viel gereist; das kommt ihm jetzt zu Gute.

Unter Geplauder und Erzählen war der Abend herangekommen, und ehe noch Nina alle ihre Sachen geordnet hatte, saß sie schon wieder der Gräfin gegenüber an dem runden Tische, auf dem das Abendbrod aufgetragen war. Es waren nur zwei Couverts gedeckt, und die Gräfin mochte wohl die stumme Frage auf Nina's Gesicht gelesen haben, denn sie sagte: „Kuno ißt nicht mit uns; ich darf nicht in ihn dringen.“

* * *

Schon seit vierzehn Tagen war Nina auf Schloß Warteck, und die Zeit war ihr eigentlich schnell vergangen. Die Gräfin hatte sie in ihre Pflichten eingeführt, und Nina fühlte sich glücklich, beschäftigt zu sein und das Gefühl zu haben, daß sie Jemanden nütze. Sie hatte sich auch schnell in die verschiedenen Einrichtungen im Dorfe, die sie zu überwachen hatte, hineingefunden; Alles war planvoll und praktisch angelegt, überall war freigebige Milde mit weiser Sparsamkeit in schönster Weise gepaart, so daß sie immer mehr von Bewunderung für den, der das Ganze so gut leitete, erfüllt wurde. Für ihre Mußestunden stand ihr Alles, was sie wünschen konnte, zur Verfügung. Die Gräfin hatte das alte Clavier, das seit Lange unbenutzt in dem verödeten Salon stand, stimmen lassen, und wenn der Ton auch nicht gerade sehr voll und schön geworden war, genügte er doch für Nina's Leistungen vollkommen, und da ertönten denn durch die weiten Räume wieder Volksmelodien oder Weisen aus beliebten Opern oder auch einfache Salonstücke, wie sie Nina, mit mehr Gefühl als musikalischer Meisterschaft, zu spielen verstand. Die liebsten Augenblicke waren es ihr aber doch, wenn sie in den vielen Werken, die die reichhaltige Bibliothek ihr zur Auswahl bot, blättern konnte, oder wenn sie in ihrem Zimmer, im Lehnstuhl am Fenster liegend, in den vielen Zeitungen und Zeitschriften, die die Post fast täglich für Kuno brachte, lesen durfte und immer lesen, so recht nach Herzenslust. Sie las so gern, und zu Hause hatte sie so wenig Muße gehabt und so wenig Stoff und vor allen Dingen Niemanden, der ihren Wissensdurst richtig zu leiten verstanden hätte. Sie war begabt von Natur, aber ihre Fähigkeiten waren durchaus nicht ausgebildet. Je mehr sie lernte und las, desto mehr sah sie ein, wie viel ihr fehlte. Wenn sie manchmal mit der Gräfin über irgend eine Lücke, die ihr gerade besonders fühlbar wurde, sprach, so konnte sie sicher sein, daß kurze Zeit darauf Kuno ihr ein diesbezügliches Buch entweder aus seinem reichen Vorrathe schickte oder aus der Buchhandlung für sie kommen ließ. Manchmal aber, wenn es sich um etwas gar zu Hohes oder Gelehrtes handelte, ließ er ihr sagen, das passe nicht für sie und sie möge sich ihr junges Köpfchen nicht mit so unnützem Kram anfüllen. Besonders gern las sie nun freilich seine Werke, die, schon ehe sie den Autor gekannt hatte, ihr Entzücken gebildet hatten, trotz der düsteren Lebensanschauung, die aus ihnen sprach und deren Ursprung sie nun vollständig begreifen konnte. Manchmal gab ihr die Gräfin auch schon ein Manuscript zu lesen, ob mit oder ohne sein Wissen, war ihr unbekannt. Ihn selbst hatte sie noch nie gesehen. Er bewohnte einige Zimmer des linken Flügels, der seinem eigenen Ein- und Ausgang hatte und mit dem Theile des Schlosses, in dessen Räumen sie hausten, durch einen langen Corridor verbunden war, den sie nie betreten hatte. Gegen Abend, wenn es dunkelte, ging oder ritt Kuno häufig aus; sie wußte genau die Stunde, aber sie wußte auch, daß er es sorgsam vermied, mit Jemanden zusammenzutreffen. Einmal, als sie zufällig in dem Theile des Parkes war, den er zu seinem Spaziergang erwählt hatte, sah sie ihn von ferne kommen, eine hohe, schlanke Gestalt, aber auch er hatte sie gesehen und kehrte gleich um; Schwester Finchen's sehnsüchtige Frage mußte also noch immer unbeantwortet bleiben.

Schon oft hatte die Gräfin Nina von den schönen Statuen und sonstigen Kunstwerken, die Kuno in seinem Zimmer aufgestellt hatte, erzählt und ihr auch gesagt, daß ihr Sohn gewiß Nichts dagegen haben würde, wenn sie während seiner Abwesenheit diese Dinge einmal besichtigte; aber bis jetzt war es bei diesen Worten geblieben, und da eine directe Aufforderung nicht erfolgte, war der linke Flügel des Schlosses für Nina immer noch eine terra incognita.

(Fortsetzung folgt.)

Königliches Landgericht.

IV. Strafkammer.

Proceß Schulze und Genossen.

Ein Monstre-Schwindel, welcher an Unverschämtheit wirklich nichts zu wünschen übrig läßt, beschäftigte in zweitägiger Sitzung das Gericht. Es waren des Betrugs und der Urkundenfälschung angeklagt die ehemaligen Leiter der seiner Zeit verkrachten Kranken- und Sterbe-Versicherungs-Gesellschaft „Nova Prudentia“, und zwar die Kaufleute Raimund Schulze, Braunsdorf und Hermsdorf von hier. Vor einer Reihe von Jahren fühlten sich verschiedene Herren berufen, die Menschheit mit einem Wohlfahrtsinstitut in Gestalt einer Kranken- und Sterbe-Versicherungs-Casse zu beglücken. Das Project wurde denn auch verwirklicht, und bald existirte in Leipzig eine solche Gesellschaft, welche nicht weniger als dreimal den Namen wechselte, zuletzt aber den Titel „Nova Prudentia“, eingetragene Genossenschaft auf Gegenseitigkeit, führte. Die Gründer dieser Gesellschaft waren jedoch selbst krank, nämlich am Geldbeutel, und so war es denn nicht Humanität, auf der das ganze Unternehmen fundirte, sondern lediglich das eifrige Bestreben der Herren Directoren, ihren Beutel zu füllen, bez. ihre Existenz auf Kosten und zum Nachtheil Anderer zu fristen. Vor allen Dingen wurde ein Geschäftslocal gemiethet, einige Schreibpulte und Drehsessel nebst Papiervorrath darin untergebracht und die Versicherungs-Gesellschaft war fertig. Später schaffte der Herr Director auch noch einen eisernen Geldschrank an, in welchem jedoch während des ganzen Bestehens der Gesellschaft herzlich wenig Geld kam, denn der eigentliche Geldschrank war Herrn Schulze's Portemonnaie, wie der Herr Präsident in der Verhandlung beiläufig bemerkte. Dies Portemonnaie besaß nun auch eine schätzenswerthe Eigenschaft, nämlich: es war unergründlich tief, denn die Gelder verschwanden darin stets mit erstaunlicher Schnelligkeit. Die Versicherungsgesellschaft war fix und fertig, blos fehlte noch das Betriebscapital, um dessen Beschaffung jedoch die Direction nicht verlegen war. Es wurden in den Zeitungen Annoncen ungefähr folgenden Inhalts losgelassen: „Beamter für eine hiesige Versicherungs-Gesellschaft gesucht. Etwaige Bewerber müssen im Stande sein, 2—3000 ℳ Caution zu stellen, da die Stellung ein Vertrauensposten ist“ u. s. w. Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Inserats meldeten sich auch cautionsfähige Reflectanten und wählte Schulz stets diejenigen aus, welche die möglichst höchste Caution stellten. Bei dem Engagement wurde dem Bewerber mitgetheilt, daß es sich für ihn um eine Lebensstellung handle, wenn er sich als tüchtig erweise. Was die Caution anbetreffe, so werde dieselbe mit 4 Procent verzinst und sicher im „eisernen Geldschrank unter doppeltem Verschluß“ aufbewahrt. Der betreffende Bewerber war nun Beamter und bekam seine Arbeit angetheilt, die im Ausschreiben von Policen und Prämien-Quittungen bestand. In weiteren Annoncen wurden alsdann Reise-Inspectoren für eine „gutsituirte Versicherungs-Gesellschaft“ verlangt, selbstverständlich war auch hier das Wörtchen „Caution“ fettgedruckt, denn um dasselbe drehte sich das ganze Engagement. Alsdann fehlten Cassirer, Cassenboten und sonstige Beamte, die natürlich ohne Caution die hohe Stellung nicht bekleiden konnten. Für den Fall nun, daß der Bewerber eine Caution in verlangter Höhe von 1500, 2000—3000 ℳ nicht stellen konnte, wurde auch die Hälfte und weniger von Schulze acceptirt. Das Durchschnittsgehalt der Beamten betrug 75—100 ℳ. Der Herr Director salarirte sich noch eigenem Gutdünken. Nun saß das ganze Bureau voller Beamten, die alle — nichts zu thun hatten! Trotzdem brauchte der Herr Director noch mehr Leute, denn die Gesellschaft war ja im Aufblühen begriffen, doch wurde ihm vor der Fabrikatarbeit bange und deshalb wählte er sich Braunsdorf zu seinem factotum, Inspector, Procurist oder wie man es sonst nennen will. Das war auch entschieden richtiger, denn für die Dauer wurde dem Director die Schlauschwindelei schwer, und hätte er wohl keine bessere Stütze finden können als Braunsdorf, denn derselbe verstand die Schwindelei aus dem Grunde. Nun engagirten die Beiden in Compagnie weitere Beamte, und wenn ein solcher seine Caution deponirt hatte, ganz gleich, ob in Staatspapieren, Sparcassenbüchern oder sonstigen Effecten, welche er aus seinen saueren Ersparnissen erworben hatte, so verfügte sich der Herr Director in ein Bankgeschäft und belieh oder verkaufte die Werthpapiere schleunigst. Der Erlös wanderte in das Geldschrankportemonnaie. Das Curioseste an der ganzen Geschichte war, daß die Beamten ihr Gehalt von der Caution des neueingetretenen Collegen ausbezahlt erhielten, nachdem ihre eigenen Cautionen den Weg alles Vergänglichen gemacht waren. Auf diese Art und Weise schleppte Schulze das Unternehmen durch. Gegründet hatte dasselbe sein Vetter und als solcher unerwartet starb, übernahm Schulze die Direction. Nach und nach traten denn auch Mitglieder in die Versicherung ein; dieselben zahlten ihre Prämie und erhielten eine schöne Policе. Die so eingehenden Prämiengelder trugen auch dazu bei, die Existenz Schulze's zu fristen. Doch „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht“, und dies Sprichwort bewahrheitete sich auch hier wieder, denn am 19. April u. J. war Herr Director Schulze plötzlich spurlos verschwunden, nachdem er Tags vorher noch einen Beamten engagirt hatte und dessen vorläufige Caution in Höhe von 500 ℳ an sich und mit genommen hatte. Grund genug zum Ausreißen hatte Schulze auch, denn wenige Tage vor seiner Flucht war ihm gerichtlicherseits die Aufforderung zugegangen, einen Bücherabschluß vorzunehmen, widrigenfalls es zu einem Zwangsabschluß kommen würde. Letzteres geschah denn auch, und als der gerichtliche Sachverständige Herr Fendius sich am 19. April nach dem Bureau der Gesellschaft begab, war dies geschlossen. Auf Grund seiner Vollmacht ließ es Herr Fendius im Beisein eines Zeugen öffnen und ebenso das verschlossene Pult des Directors. In demselben befand sich die Casse, welche am Tage der Revision sage und schreibe 1,70 ℳ, eine Mark und siebzig Pfennige Bestand aufwies. Außerdem fand sich noch ein Sparcassenbuch über 10 ℳ. Wohin die als Caution deponirten Sparcassenbücher und Werthpapiere gekommen waren, haben wir bereits Eingangs erwähnt. Die Revision ergab nun folgendes Resultat: 21 447 ℳ Passiva, 9032 ℳ angebliche Activa, folgedessen ergiebt sich ein Deficit von 12 415 ℳ. Wie aus den übrigens wenig correct geführten Büchern constatirt wurde, arbeitete Schulze bereits Jahre hindurch mit beständiger Unterbilanz, welcher Umstand ihn schon im Jahre 1885 zur Anmeldung des Concurses hätte veranlassen müssen. In letzter Zeit hatte nun Hermsdorf längere Zeit die Leitung der Gesellschaft übernommen, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil ihm Schulze große Aufträge in Aussicht gestellt hatte. Hermsdorf brachte denn auch zuzieh ein paar Tausend Mark mit ins Geschäft, doch dies war für ein derartig verschuldetes Unternehmen wie die „Nova Prudentia“ ein Tropfen auf den heißen Stein. Wie alle anderen Gelder ging auch sein kleines Capital sehr schnell zur Neige. Wenn Hermsdorf überhaupt Kenntniß von dem wirklichen Stand der Dinge gehabt hätte, so wäre er wohl schon der Geschichte ferngeblieben. Hermsdorf ist jedenfalls noch der Einzige gewesen, welcher wirklich reelle Absichten mit dem Unternehmen hatte und welcher auf eine große Zukunft desselben hoffte, denn die traurigen Verhältnisse waren ihm bezüglich nicht bekannt. An einem der betrügerischen Engagements betheiligte sich Hermsdorf indirect dadurch, daß er einem Bewerber, welcher 1800 ℳ Caution stellen wollte, zur Sicherheit für letztere eine Maschine im Werthe von 6000 ℳ zugestand. In Wirklichkeit gehörte die Maschine aber seiner Frau, er durfte dieselbe also nicht verpfänden, da ja der betreffende Beamte über die Wahrheit getäuscht wurde und für alle Fälle mit seinen Rechtsansprüchen an das Pfandobject herunter fallen mußte. Die Caution nahm aber auch in diesem Falle Schulze an sich. Der eigentliche technische Leiter der „Nova Prudentia“ war Braunsdorf und dieser hat in Verbindung mit Schulze auch die übrigen Schwindelmanöver ausgeführt, die Hermsdorf nicht zur Last gelegt werden können, da er sich nicht daran betheiligte. Soweit der Sachverhalt nach dem Eröffnungsbeschluß. Durch die weitere Beweisaufnahme erhielten die vorliegenden Verdachtsmomente wesentliche Unterstützung; namentlich waren die Aussagen verschiedener Zeugen nicht nur stark belastend für Schulze und Braunsdorf, sondern geradezu gravirend für den schlau durchdachten und fein eingefädelten Schwindel der Beiden, denn die ganze Gesellschaft war weiter nichts als eine Cautionsschwindelei, ein Institut zur rationellen Ausbeutung Stellung suchender Personen! Gegenüber den durchaus glaubwürdigen Zeugenaussagen leugneten beide Angeklagte hundsfest Alles rundweg ab. Wenn man ihren Versicherungen Glauben schenken wollte, so gäbe es auf Gottes Erdboden wohl keine unschuldigeren und selbstlosen Menschen wie Schulze und Braunsdorf. Hermsdorf kommt dabei nicht direct in Frage, denn wenn er sich auch in der bereits erwähnten Weise einer Strafthat schuldig gemacht hatte, so verdienten seine Angaben wenigstens Glauben. Noch ist zu erwähnen, daß sich Schulze nach seiner Flucht nach Wien wandte, um dort jedenfalls ein ähnliches Schwindelinstitut ins Leben zu rufen, während dessen sein Genosse und „Inspector“ Braunsdorf eine weibliche Kranken- und Versicherungscasse begründete, bez. dann betrog und dafür am 16. April 1886 vom hiesigen königlichen Landgericht 6 Jahre Gefängniß erhielt, die er gegenwärtig verbüßt. Nach etwa Jahresfrist gelang es auch, Schulze zu verhaften, und zwar in Giebichenstein bei Halle. In Oesterreich hatte er wahrscheinlich keine Dummen gefunden und war mittellos nach Deutschland zurückkehrt, um nun dem Arm der Gerechtigkeit nicht wieder zu entgehen. Aus dem Gutachten des Herrn Sachverständigen Fendius entnehmen wir noch Folgendes: Schulze mußte von Anfang an wissen, daß die Gesellschaft unter den obwaltenden Verhältnissen nicht bestehen konnte; er mußte wissen und hat es zweifellos auch gewußt, daß die „Nova Prudentia“ total überschuldet war, er in Folge dessen die Verpflichtung hatte, den Concurs anzumelden. Ferner führte Herr Fendius aus, daß die Einnahmen in gar keinem Verhältniß zu den Ausgaben standen, daß die Arbeit, zu welcher der Angeklagte so viele Beamte engagirte, von ihm und Braunsdorf ganz gut erledigt werden konnte, daß ferner die Spesen dadurch unmäßig hoch geworden seien u. s. w. Ueber das Resultat der Revision haben wir bereits oben berichtet. Nach Schluß der Beweisaufnahme beantragte der Herr Oberstaatsanwalt in längerem Plaidoyer eine hohe Strafe für die Angeklagten. Er führte aus, wie die Angeklagten den cautionsfähigen Leuten durch marktschreierische Anpreisungen bez. Vorspiegelungen und Erregung irriger Meinungen das Geld abgelockt, indem sie die „Prudentia“ als solides, durchaus solventes Unternehmen darstellten; wie schamlos sie alsdann mit den fremden Geldern gewirthschaftet hätten, unbekümmert um den Andern dadurch zugefügten Schaden. Der eiserne Geldschrank sei Schulze's durchlöchertes Portemonnaie gewesen. Schon der Umstand, daß der monatliche Cassenbestand nur zwischen 4—500 ℳ variirt habe, während mehrere Tausende oft allein an Cautionen eingingen, lasse durchblicken, wohin die Gelder gerathen seien. Nach beendigter Berathung verurtheilte das Gericht 1) Schulze zu 4 Jahren Gefängniß und 5 Jahren Ehrverlust; 2) Hermsdorf zu 1 Jahr Gefängniß und 3 Jahren Ehrverlust und 3) Braunsdorf zu einer Zusatzstrafe von 1 Jahr, also einschließlich der Strafe vom 16. April 1886 zu einer Gesammtstrafe von 7 Jahren Gefängniß, wegen Betrugs und Unterschlagung in 10, bez. 2, bez. 5 verschiedenen Fällen. Außerdem kamen bei Schulze auf die erlittene Untersuchungshaft 6 Monate in Abrechnung. Das Gericht hatte bei Braunsdorf und Hermsdorf Mittäterschaft angenommen anstatt Beihilfe. Bei der Strafabmessung kam die Höhe des Objects und die Einfältigkeit der Handlungsweise erschwerend in Betracht, andererseits berücksichtigte das Gericht Schulze's bisherige Unbescholtenheit, was auch von Hermsdorf gilt. Braunsdorf kam der Umstand zu Gute, daß er bei Begehung der Strafthaten die weibliche Krankencasse noch nicht gegründet hatte, sonst wäre bei ihm Rückfall in Frage gekommen. Die Verhandlung schloß am 2. Tage Abends ½9 Uhr.

Der Gerichtshof bestand aus den Herren Landgerichtsdirector Bartsch (Präsid.), Landgerichtsräthen Vielitz, Sachse, Adam und von Sommerlatt; die Anklage führte Herr Oberstaatsanwalt Häntzschel.

SLUB
Wir führen Wissen.